

## ***6. Heilpädagogische Tage: Begriffe, Praxen, Perspektiven – kulturhistorische Ideen für inklusives Handeln***

### **Maiwald, Jan (Dipl. HP): „Inklusive Denkfigur in der Praxis- ein Spannungsfeld zwischen Gelingen und Scheitern“<sup>1</sup>**

Zunächst einige Vorbemerkungen zu meinem Vortrag und zu meiner Person: Ich bin auch eine ursprüngliche Görlitzer Pflanze- in Görlitz geboren und vor der Wende ausgereist nach Westdeutschland und arbeite jetzt in der Schweiz. Ich habe im zweiten Durchgang der Heil- und Behindertenpädagogik studiert, damals in der Goethestraße, eine ganz tolle Zeit. Auch ein ganz tolles Umfeld, ein entspanntes Studieren, das gehört auch dazu. Eine Zeit, die ich nicht missen möchte und die auch viel bewegt hat. Zu meinem Vortrag: „Inklusive Denkfigur in der Praxis – ein Spannungsfeld zwischen Gelingen und Scheitern“ möchte ich einen allgemeinen Vortrag halten über die Tätigkeit, die ich vollziehe, spezifisch vor dem Hintergrund der kulturhistorischen Denkfigur; möchte vortragen, wie ich versucht habe in den mittlerweile 10 Jahren diese Denkfigur einzubringen und in der Praxis wirken zu lassen und zwar so, dass letztendlich Lernen und Entwicklung entstehen kann. Es ist letztendlich ein Praxisfeld, wo Wissenschaft sich entwickeln kann und wo, wenn es gut funktioniert, letztendlich Entwicklung und Humanität entsteht. Und der inklusive Gedanke ist auch dabei, den werde ich während des Vortrags noch punktuell anbringen.

Also, 2001 habe ich mich als Heil- und Behindertenpädagogin in der Schweiz beworben und ich habe damals drei Anträge bzw. drei Angebote bekommen. Das war damals aus Spaß an der Freude, ich habe gesagt, ich bewerbe mich mal und tatsächlich sind dann drei Anfragen gekommen. Und die waren sehr interessant und ich habe gesagt: Ich gehe für ein Jahr in die Schweiz und aus dem einem Jahr sind jetzt mittlerweile zehn Jahre der Berufstätigkeit geworden. Die Schweiz hat damals händeringend Fachkräfte gesucht und es war sehr spannend. Es ist ein Schmelztiegel von vielen Nationalitäten. Damals, das hat sich jetzt heute auch geändert, dass in der Schweiz nur wenige Fachkräfte ausgebildet worden sind und sich die Schweiz darauf verlassen hat, dass auch gute Leute von außen kommen. Deswegen waren viele Holländer, die damals auch führend waren in den ergotherapeutischen Ansätzen da gewesen und auch andere Nationalitäten, das hat es auch sehr spannend gemacht. Die Institution, wo ich dann letztendlich meine Arbeit angetreten habe, heißt Heimstätten Wil, liegt im Kanton St. Gallen und ist eine

---

<sup>1</sup> Vom Autor frei gehaltener Vortrag, transkribiert durch Stefanie Christmann. Die fachlich- inhaltliche Durchsicht und redaktionelle Bearbeitung erledigte Manfred Jödecke

kantonale, das heißt eine vom Bundesland geführte Institution. Vom interkulturellen Vergleich, was ja auch ganz wichtig ist um das Gesamte so ein wenig zu verstehen, ist die Schweiz das Mutterland von Heinrich Hanselmann und Paul Moor, hat eine hohe Anerkennung in der Heilpädagogik. Das wusste ich nicht, habe ich aber sehr schnell erfahren, dass z.B. mir zu meinem Einstellungsgespräch ein Hotelzimmer reserviert worden ist, das war in Deutschland bei meinen damaligen Versuchen, einen Job zu finden, ungewöhnlich und die erste Behandlung war auch mit sehr viel Wertschätzung und Anerkennung verbunden, die ich da erfahren habe. Und was ich auch so in meinem Berufsleben erfahren habe, dass auf der Ebene, der Anerkennungsebene, der Wertschätzung des Berufsstandes, dass da eine hohe Anerkennung da ist, was sich auch zeigt, dass zwischen Psychologie und Heilpädagogik nicht unterschieden wird, nicht ideell und auch nicht finanziell zum Beispiel.

Die Schweiz als Makrokosmos sozusagen, ich sage immer, es ist so ein Land, was einer einmal auch über Bayern gesagt hat, zwischen Laptop und Lederhose. Es gibt sehr viele neokonservative Denkströmungen, was man auch in den Wahlen in Deutschland sicher gehört hat über rechtspopulistische Abstimmungen, da war das Minarett Verbot, dass in der Schweiz keine Minarette gebaut werden dürfen und auch die Ausländerausschaffung, dass wenn sich jemand nicht an einen Verhaltenskodex hält, dass er ausgeschafft werden kann, wo rechtspopulistische Parteien einen ganz großen Zugang haben und letztendlich auch die direkte Demokratie das gestützt hat, dieses Gedankengut. Aber das ist nur eine Seite der Vielfalt, die andere Seite ist, dass die Schweiz in Sachen Kultur und in Politik führend ist, sehr führende Projekte hat, was genau auch das Gegenteil widerspiegelt. Ich sage mal, das Beispiel, was ich dann immer so mitbringe, was den Kontrast dieses Landes auch so ein wenig widerspiegelt, ist z.B. das politische Frauenwahlrecht. Hat jemand eine Idee, wann im Kanton Appenzell das Frauenwahlrecht offiziell legitimiert worden ist? 1990. Also 1990 durften die Frauen in allen Kantonen politisch mitbestimmen und auf der anderen Seite hat man kosmopolitische Städte wie Genf und Zürich, wo UNO und UNESCO ihren Sitz haben und wo auch wichtige Sachen, humanistische Sachen entstehen. Ja, in diesen Kosmos habe ich mich hinein bewegt und auch die Institution, wo ich zu arbeiten angefangen habe, möchte ich jetzt kurz vor diesem Hintergrund erklären. Diese Institution ist 1997 entstanden aus der Enthospitalisierungsbewegung heraus. 1997, das ist noch nicht lange her, also es ist noch eine recht junge Geschichte. Und in diesem Rahmen wurden im Kanton St. Gallen 35 schwerstmehrfach behinderte Menschen aus der Psychiatrie heraus genommen und wurden „umgepflanzt“ in eine neue Institution, weil es gesetzlich nicht mehr tragbar war, dass diese Menschen in der Psychiatrie leben dürfen. Die „Bremer Schule“, ich bezeichne das jetzt mal so, ich weiß nicht, wer den Begriff geprägt hat, hat gesagt, dies ist der „harte Kern“, Menschen, wie Georg Feuser sagen würde, die „austherapiert“ sind, als „sozial

nicht mehr verwertbar“ angesehen wurden und irgendwann mal ihren Weg in die Psychiatrie finden mussten. Ja, 35 Menschen wurden auf einmal freigesetzt in einer eigenen Institution, es wurden sehr viele finanzielle Mittel freigesetzt; ich denke auch, um da ein unbewusstes Schuldgefühl einzulösen, hat sich der Kanton nicht lumpen lassen und hat versucht, die Rahmenbedingungen gut zu gestalten. Das sieht man im Betreuerschlüssel 2:1 und teilweise 1:1. Und viele Fachkräfte, Fachangestellte sagt man in der Schweiz, mit unterschiedlichen Bildungsabschlüssen wie Heilerziehungspfleger, Psychiatriepfleger, Sozialpädagogen, auch einzelne Heilpädagogen und Ergotherapeuten haben da ihren Weg gefunden ins Arbeitsfeld. Und diese 35 Leute wurden aufgeteilt in jeweils 5 Wohngruppen, diese wurden damals schon versucht möglichst klein zu halten und in drei Wohnhäuser. Dazu gab es noch keine Struktur wie etwa in der Psychiatrie, es gab keine äußere Struktur, die musste erst geschaffen werden. Es wurden dann auch Tätigkeitsfelder erstmal aus dem Boden gestampft, indem jetzt z.B. die holländischen Kollegen in der Arbeitstherapie so Experten- und kleine Arbeitsgruppen gemacht haben, wo sie auch mal raus kommen konnten und wo versucht worden ist, in Bewegung zu kommen; in Dialog und in Tätigkeit zu kommen. Ja, das hat sich alles allmählich entwickelt und 2001, also 1997 ist das Institut entstanden und 2001 haben die händierend einen Heil- und Behindertenpädagogen gesucht und dann hat mich die Geschichte da hin geführt. Und mir ist dann gesagt worden, ich bekäme ein spannendes Tätigkeitsfeld mit Kernaufgaben. Kernaufgaben, die damals so benannt worden sind, waren pädagogische Beratung, die Zuständigkeit für das Ressort Lernen, Bildung und Entwicklung, Diagnostik und Weiterbildung. Der Auftrag ist, als externe Ressource zu fungieren, um den Mitarbeitern vor Ort auch sozusagen als Ressource zu dienen für schwierige Situationen und meine Tätigkeit in diesem Umfeld aufzunehmen. Das heißt Einzelberatung, Krisenintervention, interne Weiterbildung oder Coaching. Also ein sehr spannendes Feld, ich fühlte mich „geehrt“ mit solchen Kernthemen hauptamtlich betraut zu werden und mich da rein arbeiten zu dürfen und habe die Aufgabe gern angenommen. Ich hatte aber keine direkte pädagogisch-therapeutische Einzeltätigkeit, sondern immer nur die Stützfunktion, vom Organigramm her hatte ich eine Stabfunktion. Stab und Linie, Linie ist immer mit Macht verbunden, Leitung und Stab eher mit beratender Funktion, begleitender Funktion.

Die erste Wahrnehmung meiner Tätigkeit war: Es wird wirklich schwierig, 35 Leute mit schwerstmehrfacher Behinderung und Verhalten, wo man sagen würde: ausagierend, aggressiv, eben schwierig. Das Personal ist überfordert gewesen, die Klienten sind überfordert gewesen, es war so ein allgemeines kollektives Gefühl der Überforderung. Das möchte ich an einem Beispiel erläutern. Irgendwann ist mir mal eine Rennliste in die Hand gedrückt worden ist und mir wurde gesagt: Du bist zuständig für diese Wohngruppe, es gibt 5 Leute, mit Kanner‘ schem Autismus,

schwer ausagierend, und es gibt eine „Rennliste“, welcher Mitarbeiter dann schneller als der andere ist. Also auch so eine Frage was für eine gegenwertige Kultur ist da. Das heißt, es waren noch Denkweisen da von der alten Schule, von der psychiatrischen Denkschule, ein biologistisches Menschenbild. Es hat sich auch gezeigt, dass einige Mitarbeiter diese aus der Psychiatrie mitgebracht haben und plädiert haben, kurzfristige Handlungsschritte zu wählen, wie z.B. zu Interventionen, Ausgrenzungen oder chemische Fixierungen und über Sedierung etc., eben all das, was wir nicht mehr wollten. Und dann habe ich gemerkt, dass eine hohe Erwartungshaltung mir gegenüber da war, weil es hieß, hier haben jetzt einen gut ausgebildeten Heilpädagogen aus Görlitz, der kann das und dann können wir ihn hinzu nehmen und dann wird das Problem gelöst. Und das war für mich auch am Anfang recht schwierig, zumal wenn man gerade mit dem Studium fertig ist, gibt es immer noch recht viele offene Fragen und ein Resümee, was ich ihnen auch gerne an die Hand geben möchte ist, dass das richtige Studieren erst nach meinem Studium begonnen hat, da gab es dann wirklich die ernsthaften Auseinandersetzungen. Aber gleichzeitig war viel da, wo ich andocken konnte...

Jetzt zu den Klienten. Ich sag immer Klienten, weil wir den verwenden, also Menschen mit schwerer geistiger Behinderung, mehrfacher Behinderung. Für mich war klar, die sind alles Lebenskünstler. Mir war klar und das obwohl die Biographien damals noch verschlossen waren und keiner Zugriff hatte, dass all diese Menschen Lebenskünstler sind. Das war so die erste Position, von der ich ausgegangen bin, um auch erstmal für mich einen Bezug herzustellen, weil ich auch gelesen habe, dass viele Menschen verstorben sind unter den Bedingungen, wie sie gelebt haben. Und diese Bedingungen waren schon „hochgradig isolierend“, das ist ein Terminus, der sich in der Praxis für mich erst richtig erschlossen hat, da ich das auch wirklich mit erfahren habe, man muss sich das jetzt nicht irgendwie martialisch sadistisch ausmalen, aber es gab auch Menschen, die sich tagsüber den Kopf blutig gehauen haben, die an die Heizung gebunden worden sind und etc. und die trotzdem noch gelebt haben, die trotzdem noch den Lebensmut entwickelt haben und immer noch stabile Positionen der Tätigkeit eingenommen haben, um da zu sein. Und viele haben es auch nicht geschafft, die sind gestorben, aber diese 35 hatten einfach auch einen starken Lebenswillen. Und für mich war zunächst einmal wichtig, ihnen gegenüber Respekt zu zeigen und das gelang mir mit der Einsicht, dass das alle Lebenskünstler sind, obwohl sie wirklich hochgradig von außen gesehen schwieriges Verhalten zeigen.

Stereotypes Verhalten sozusagen, doch das ist subjektiv bedeutsames Verhalten, Verhalten mit dem sie zeigen, dass sie selbst in der Position von Raum und Zeit stabil sein konnten, um nicht psychotisch zu werden, nicht defragmentieren; oder wie Leontjew gesagt hat, von der inneren Beobachterposition sind das hochgradig sinnstiftende Verhaltensweisen, die verhindern, dass sie

in irgendeine Ängste, Psychosen defragmentiert worden sind. Aber für die Gesellschaft hat diese Art von Tätigkeit keine Bedeutung, es ist keine konventionalisierte Tätigkeit, d.h. für uns sagt das nichts, wenn einer da steht und Stereotypen zeigt, oder den Kopf an die Wand haut, dann sehen wir darin keine konventionalisierte gesellschaftliche Bedeutung. Und das Ziel ist ja auch, dass sich der Mensch so entwickeln kann, dass man über die kulturell bedingten Mittel sich entwickeln und in Dialog treten kann. Das ist ja die Aufgabe der Pädagogik, Entwicklung zu ermöglichen und das erreicht man nur über Lernen. Lernen ist der Grundstein von Entwicklung und da ist mir auch fachlich wieder klar geworden, dass eigentlich die Heil- und Behindertenpädagogik unglaublich viel mit Lernen zu tun hat. Und wenn man den Begriff Lernen aufwirft, dann kommt man gleich wieder in ein neues Feld herein, wo man meint, diese Menschen können ja zum Beispiel gar nicht lernen. Und Gott sei Dank ist da die Erkenntnis schon da, dass das Gehirn gar nichts anderes tun kann, außer lernen, es sei denn, es degeneriert so, dass es lernt zu sterben, aber letztendlich ist das auch ein Lernprozess.

Und da fing es an, okay die Leute können doch ein bisschen was. Sie sind kompetent, kompetent im Alltag, können Alltagskompetenzen erlernen, sie sollen doch was machen. Lernen, dafür war ich zuständig. Doch, was macht man mit denen. Damals kursierte auch der Begriff Förderung, ein Begriff, der häufig strapaziert wird. Ich muss für diesen Fall auch an der Bremer Schule anknüpfen, die meinte, dass der Begriff Förderung in dem Fall nicht der glücklichste Begriff ist, weil man, wie es einmal von Georg Feuser gehört habe, nichts aus dem Menschen heraus holen kann. Er ist kein Bergwerk, wo man irgendwas heraus holt, weil nichts drinnen ist. Und wenn nichts drinnen ist, ist die pädagogische Konsequenz, dass man was in sie rein zu tun muss. Und da ist man eigentlich bei der Tätigkeitstheorie, dass man über Tätigkeit versucht innere Abbilder, wie Anochin gesagt hat, entstehen, Kompetenzen entstehen, wo sich der Mensch wieder im kulturellen Feld verhalten kann. Das heißt, man muss nichts heraus fördern, sondern man muss was hinein legen. Und Hineinlegen als Metapher heißt Lernen. Lernen ist auch immer ein dialogischer Begriff, gerade bei Menschen, die hochgradig psychisch instabil sind. Da kommt die Komponente der kulturhistorischen Theorie herein, zwischen Emotionen und Kognitionen müssen diese Menschen emotional stabilisiert werden, damit sich überhaupt kognitiv etwas bewegt. Also das soziale Geborgensein dieser Menschen ist sehr schwierig. Und die Schlüsselerlebnisse innerhalb meiner beruflichen Biographie waren, glaube ich, die zweiten Görlitzer Heilpädagogischen Tage gewesen. Zu der Zeit waren so viele schwierige Fälle aufgelaufen, dass ich selbst gar nicht mehr weiter wusste. Und dann war ich hier gewesen und Manfred Jödecke, dafür bin ich ihm heute noch dankbar, kam irgendwie in einem Gespräch auf die Idee, mich auf ein Heftchen der Zeitschrift Behindertenpädagogik, ein sehr lesenswertes

Fach-Heft mit dem Fall von Michaela und Feuser und dem SDHKT Modell hinzuweisen<sup>2</sup> und das war für mich so ein richtiger Zündeffekt gewesen, um mich intensiv mit der Thematik Stereotypen und selbstverletzenden Verhaltensweisen auseinander zu setzen. Da habe ich gemerkt, dass „der Fall Michaela“ genau das Klientel ist, mit dem ich mich beschäftige und was es braucht, um so eine Situation kompetent aufzulösen und in was für einem komplexen Feld ich mich da bewege. Das war der eine Zündschlüssel.

Und der andere Zündschlüssel war, dass damals Georg Feuser in Zürich seine Gastprofessur hatte und ich das heraus gefunden habe und mich als Gasthörer angemeldet habe. Und dann war für mich donnerstags immer die Zeit, wo ich bei Georg Feuser war und das war eine super Kombination, neben der Arbeit dann auch nochmal das in der Theorie so nebenbei durchzudenken und sich da Inspiration zu holen, das war auch sehr fruchtbar für meine Tätigkeit.

Ich habe mich intensiv mit den Kategorien und Begriffen der kulturhistorischen Schule oder, wie ich es nenne, der kulturhistorischen Denkfigur auseinander gesetzt und da sind ganz zentral: Sinn und Bedeutung, der Tätigkeitsbegriff, die Zone der nächsten Entwicklung, die Interiorisation, Abbild nach Anochin, Syndromanalyse und Rehistorisierung. Ein Gedanke von Georg Feuser, den ich an dieser Stelle weiter geben möchte, ist, das die kulturhistorische Schule unheimlich komplex ist; einen Eindruck davon könntet ihr bekommen, als ihr dem Vortrag von Wolfgang Jantzen gelauscht habt. Man muss einen persönlichen Zugang finden und nicht erschrecken, wenn man nicht alles gleich versteht; es ist erst einmal wichtig, dass man an dem Punkt ist, wo man steht und sich dann da auch in seine eigene Entwicklungsgeschwindigkeit hinein entwickelt. Georg Feuser sagte, ihr müsst jemanden finden, wo ihr euren subjektiven Zugang findet, das kann Wygotski sein, das kann Leontjew sein, das kann Lurjia sein, aber findet für euch mal einen Weg. Und für mich war es Leontjew gewesen. Leontjew stellte genau diese Fragen, die für mich zentral waren, nach Sinn und Bedeutung, ich habe meinen Zugang zur Theorie über Sinn und Bedeutung im Tätigkeitsbegriff gefunden. Den persönlichen Zugang zu den Kategorien/Begriffen von Sinn und Bedeutung schaffte für mich der Ausspruch Leontjew's: „die Emotionen sind der Wind, der die Wolken (Tätigkeit) in Bewegung setzt“. Die Emotion als Bewegter, als Verursacher von Bewegung. Das war mir ganz wichtig geworden, weil ich gemerkt habe, dass ich bei diesen Menschen, wenn sie emotional hoch aufgebürstet sind, eigentlich gar nichts schaffen kann. Lernen hat was mit Kognitionen in dem Sinne zu tun, ist ein Versuch, ans Gehirn heran zu kommen, damit sich das Gehirn dann komplexer strukturiert und differenziert.

---

<sup>2</sup> Vgl. Feuser Georg, Ich bin. also denke ich! Allgemeine und fallbezogene Hinweise zur Arbeit am Konzept der SDKHT. In: Behindertenpädagogik, 40 Jg., Heft 3/2001, S. 268-350 (M. J.)

Aber, wie es da heißt, letztendlich ist die Emotion vorgeschaltet und bewegt die Wolke. Das heißt, ich muss mich erstmal um das was vorgeschaltet ist bewegen und kümmern und das ist in dem Fall die Emotion. Und Emotion hat etwas mit Sinn und Bedeutung zu tun. Man muss einfach auch zugestehen, dass sich in jeder Entwicklung auch Emotionen, dass sich in jeder Entwicklung des Menschen auch irgendwann Emotionen entwickelt haben und es wichtig ist, an diese Emotionen ran zu kommen und den Menschen erstmal zu stabilisieren.

Daraufhin habe ich eine interne Weiterbildung geplant, um einfach die Mitarbeiter dafür zu sensibilisieren.. Dass wir schauen, in welchem Gebiet sie zum Beispiel Kooperation zeigen, denn Kooperation ist ja auch so ein Punkt, bevor ein Mensch kooperiert muss ein Motiv da sein und ein Motiv ist da, wenn eine Emotion vorgeschaltet ist. Das heißt, ich habe meine Kollegen in der Praxis aufgefordert, danach zu schauen, wo sowas findet, entdecken lässt. Das heißt, beim Durchgehen der Biographien dieser 35 Leute ist gleich klar geworden, die sind irgendwann mal in der frühen Kindheit aus der Familie gerissen worden, laut ärztlichen Attestes mussten sie gut funktionierende bäuerlichen Strukturen verlassen, in denen Behinderung kein Begriff war. Interessant war, dass in kleinen mikroorganischen Bergstrukturen der Behinderungsbegriff überhaupt gar nicht relevant war, er ist überhaupt gar nicht aufgetreten in dieser Form von Kultur. Erst als es auch nach außen ging und ärztliche Kontakte da waren, hieß es, sie dürfen nicht mehr dort sein und dann war es so schnell, dass irgendwann Kinderheime ins Spiel kamen und damit die Karriere vom Kinderheim bis in die Psychiatrie führte. Wie es in den Psychiatrien zugeht, ich denke, das haben sie in ihrem Studium auch hinreichend erfahren bzw. erzählt bekommen; die warm-sauber-satt-Grundlage war damals tatsächlich Philosophie und ich muss sagen, dass das ein finsternes Kapitel auch der Medizin und ein finsternes Kapitel auch einer humanistisch-demokratischen Gesellschaft war und ist. Zum Beispiel wurden Mitarbeiter, die in der Psychiatrie nicht mehr tragbar waren, weil sie zum Beispiel sexuell übergriffig waren oder massiv selbst nicht mehr konnten auf die Abteilung der Oligophrenen oder Idioten gesteckt, weil sie dort angeblich nichts mehr anrichten konnten. Das alles mussten die Insassen erdulden und man muss nochmal zugestehen, dass das sie für ihr Überleben den größten Respekt verdienen. Dass die oben genannten Beobachtungsaufträge wirklich sehr fruchtbar waren, möchte ich nun an einem ein Fallbeispiel dokumentieren, exemplarisch mal zeigen, wie Theorie in der Praxis ineinander gegriffen haben.

Das Fallbeispiel handelt von Frau M., 50 Jahre. Die Biographie, wie gesagt: Elternhaus, Kinderheim, psychiatrische Anstalt und dann Wechsel in die Heimstätten Wil. Frau M. wurde als hochgradig fremd-aggressiv eingestuft und lebte überwiegend im Zimmer. Zum Essen und Trinken wurde sie heraus genommen, bis sie irgendwann aggressiv war, das heißt, irgendeinen

Teller genommen hat und dem nächsten an die Wand oder an den Kopf geschmissen hat und dann wurde sie wieder isoliert in ihrem Zimmer. Ich bin dann auf die Gruppe gekommen und sollte mir das anschauen und habe das Gespräch gesucht mit dem Gruppenleiter und mit der damaligen Bezugsperson und habe dann angehört, dass die Frau diese Form von Fürsorge braucht, dass dies fachlich notwendig und unabdingbar sei. An diese Stelle passt wieder so ein kleiner Verweis auf meine Rolle und mein Berufsbild, nämlich die Tatsache, dass ich jetzt in der Stabfunktion in der beratenden Funktion keine Macht habe zu sagen: Wir lösen die Situation jetzt sofort auf, sondern ich versucht habe, mit Fachlichkeit und Engelszungen darauf hinzuweisen, dass doch die Bedingung für dieses Verhaltens ist, dass sie so, wie sie lebt, sich auch so verhalten muss. Also, dass sich die Verhältnisse im Verhalten widerspiegeln. Aber die langjährigen Mitarbeiter sagten, sie kennen die Frau schon 20 Jahre so und ich sei erst seit drei Monaten oder einem halbes Jahr hier, da sei schon richtig für die Frau. Für die Frau war es Glück im Unglück, dass der Gruppenleiter ein halbes Jahr später wegen Burnout die Institution verlassen musste und das Team auch ausgewechselt worden ist. Es ist auf einmal ein junges Team da gewesen und kein Gruppenleiter. Und das war natürlich die ideale Gelegenheit, um da was zu bewegen. Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang an eine Aussage von Georg Feuser, der an der Uni Zürich gesagt hatte, in unserem Beruf sei man manchmal am fruchtbarsten, wenn man sich im Feld der Illegalität bewegt. Ich kann aus der Praxis nur bestätigen, das stimmt wirklich! Ich habe auch erfahren, dass es diese Lücke war, wo ich sagen konnte, jetzt lösen wir die Verhältnisse auf.

In dem Fall für die Frau, die Isolation, sie kommt da raus. Da waren junge Mitarbeiter, die gerade mit ihrer Ausbildung fertig und motiviert waren und keine Scheren oder Barrieren im Kopf hatten. Und die Frau kam dann raus und das erste Ziel war, sie dann in dem Milieu mal zu erweitern, zu schauen, was sich da entwickelt. Sie hat dann ausagiert und ein Verhalten gezeigt, was sie über Jahre gelernt hat. Auf jeden Fall bekam ich einen Anruf, es sagte eine Mitarbeiterin, ich solle einmal kommen, da scheint etwas Interessantes zu sein, was sich gerade entwickelt. Darüber möchte ich jetzt etwas sagen und zwar geht es um folgende Episode. Ich hatte vorab gesagt, macht sozialen Verkehr, Dialog-Kommunikation und Kooperation auf. Eröffnet kulturelle Handlungsfelder, versucht sie in Garten, in Essen, in Einkaufen, in Tierpflege, in Freizeitkonsum zu integrieren, schaut, was sich da möglicherweise entwickelt. Dass sich die Frau wieder beziehen kann von ihrer Innenwelt zur Außenwelt und eine Brücke entsteht, wo sich über lange Entwicklung das Sinnmotiv generiert. Irgendwann bekam ich einen Anruf und da hieß es, ich solle mal vorbei kommen. Die Bedeutung der Inhalte, die Bedeutungen, die hinter den Dingen liegen, der Schlüssel und Zugang zu Frau M. habe sich erschlossen. Ich wusste, die inhaltliche menschliche Tätigkeit eröffnet das Erleben, das Erleben kann vor dem Hintergrund biographischer Erfahrungen Sinn oder Sinnenthaltung generieren. Und wirklich, ein Zugang zu

Frau M. eröffnete sich uns: Sie war in der Küche, die eine Betreuerin hatte einen Käsekuchen gemacht und die Frau lag am Boden und irgendwann kamen Äußerungsformen wie: „hm, hm, hm, hm, Mama, Mama, hm.“ Die Mitarbeiter waren soweit im Sinne des dialogischen Prinzips instruiert, dass sie auch versuchen sollten, einen Dialog aufzubauen und tatsächlich war da eine sehr kompetente Mitarbeiterin, der es aus gelungen war, einen Dialog aufzubauen: „hm, hm, ah, schmeckt, riecht das fein, hm.“ „Ja, das schmeckt“, die Frau ist aufgestanden, ist Richtung Herd gegangen, wo auch Käse geschmolzen war, hat interessiert rein geschaut: „hm, Mama, Mama.“ „Aha, ach so, Mama, hast du mit deiner Mama mal sowas gemacht?“ Also so in dieser Richtung. „Hm, aha, willst du mal probieren?“ „Hm.“ Dann hat sie aufgefordert z.B. einen Löffel: „Löffel, Löffel.“, probiert, „hm, Mama.“ Erst nach zehn, zwölf Minuten erfolgte der Zusammenbruch, fiel das System ins alte Muster zurück. Aber die ganze andere Zeit: Frau M. nimmt den Geruch wahr, sucht den geschmolzenen Käse und spricht einfache Worte, zeigt eine gerichtete Tätigkeit. Es entwickelt sich ein Dialog und gegenständliche Tätigkeit. Frau M. probiert den Käse und versorgt den Löffel. Nach etwa zwölf Minuten fällt sie in das alte Muster, aber zwölf Minuten Stabilität innerhalb der Tätigkeit in der sich Wahrnehmung, Orientierung, Kommunikation, Emotion und Kognition frei entfalten konnten und nicht blockiert waren. Das war für uns der Schlüssel, dass irgendwo ein subjektives Sinnmotiv da ist, das sich über den Geruch von Käse stabilisiert. Frau M. hat ein eigenes Motiv ausgebildet, das heißt, einen Beweggrund gerichteter Tätigkeit auf der Basis des Bedürfnisgegenstands Käse. Ich interpretiere das so, dass die biologische Bedürfnisrelevanz, das ist der Appetit (sie sagt, sie liebt den Käse) um das subjektiv hoch sinnhafte Erleben und die Tätigkeit im Kontext der Käsezubereitung in der frühkindlichen Erfahrung erweitert wurde. Das alles hat sich im Nachhinein verifiziert, oder bestätigt; die „Käsetätigkeit mit ihrer Mutter“, die Frau M. als Kleinkind am Herd gemacht haben muss, eine frühkindliche Erfahrung mit 1 oder 2, sie kam glaube ich mit 4 aus der Familie raus, zu einer Zeit, in der psychosoziale Grundbedürfnisse wirklich abgesichert worden sind. Das heißt, die Emotion der Geborgenheit, die Emotion, sich sicher zu fühlen, Emotionen Freude zu empfinden usw.

Im frühen Kindesalter hat sich da, Lurja würde wahrscheinlich sagen, ein funktionelles System entwickelt, hat sich abgebildet und ist präsent auf neuronaler Ebene. Ist aber aufgrund der ganzen Geschichte überlagert, aber doch noch präsent. Und durch diese Episode ist diese frühkindliche Erfahrung des hoch emotionalen Abgesichertseins wieder neuronal eingeschossen und sie hat sich stabilisiert und man konnte in der Folge mit ihr tätigkeitsbezogen arbeiten und sie hat sich entwickeln können. Das hat dazu geführt, jetzt kommen wir zum zweiten Begriff, der Zone der nächsten Entwicklung, dass diese sich aufgetan hat und jetzt Gegenstand geworden ist. Daran können wir jetzt anknüpfen. Die Neurowissenschaftler würden sagen, Felder sind geschaffen, wo das Gehirn andocken und sich weiter entwickeln kann. Der Fokus liegt auf der

Aneignung von Welt durch die Vermittlung im triangulierenden Verhältnis, Leontjev sagte dazu Subjekt-Tätigkeit-Objekt, wobei Objekt Mensch und Gegenstand ist, Kooperation des Menschen mit der Außenwelt, Außenwelt via Übergänge. Wir haben dann gefolgert, jetzt eröffnen sich Lern- und Entwicklungsfelder, wo sich Frau M. weiter entwickeln kann. Auf ganz konkreter Ebene war das die Käsezubereitung gewesen, es folgte das Projekt „Backen von Kuchen“ und auch „irgendwelcher Suppen“, Käseeinkauf, Käseauswahl usw., da ist man schon wieder ganz stark bei der Kognition, der Entscheidung über den Käse und die Präsentation und verbale Äußerung. Bei den verbalen Äußerungen ist man schon wieder bei den Entwicklungsprozessen, war sehr interessant war. Und die ganzen Tätigkeitsfelder..., irgendwann haben wir auch entdeckt, dass es auch einen Käsebauern gibt, mit dem wir auch eine Kooperation begonnen haben und Frau M. wurde in diese Kooperation einbezogen. Hier betätigen wir uns auch wieder auf dem Felde der Inklusion. Inklusion ist mehr als ein Begriff, der obwohl er sehr häufig überstrapaziert ist doch gebraucht wird, damit wir unser Handeln reflektieren können. Auch dieser Begriff ist die Grundlage dafür, dass wir selbst denken können, um handeln zu können. Für mich ist die Denkgrundlage Séguin, der dazu aufgefordert hat, die „Einheit des Menschen in der Menschheit“ wieder herzustellen. Dieser Begriff fungiert für mich als Grundlagenbegriff und steht für Inklusion. Um diese Einheit wieder herzustellen, ist natürlich klar, dass wir nach Bronfenbrenner, psycho-ökologische Felder aufmachen müssen, damit sich in diesen Entwicklung vollziehen kann. Um im Beispiel zu bleiben, der Käsebauer war jemand, durch den Frau M. im Feld, das wir aufgemacht haben, neue Entwicklungen generieren konnte. Mehr noch, auch im Sozialen ereignete sich Entwicklung, denn der Kollege wurde ein Freund und das für eine Frau, die so ein ausgedünntes soziales Netzwerk hat. Das ist ja etwas, was schwierig ist, bei Menschen mit solch einer Geschichte; es ist so viel Wert, wenn sie so viele positive Emotionen generieren, wenn sie immer mittwochs zum Käsebauern gehen und dann wirklich eine Perspektive haben und aufgrund dieser Perspektive auch wieder stabil sein können, weil sie sich zwei Tage dann freuen, dass sie Mittwoch zum Käsebauern gehen. Und man kann darüber reden, man ist in einem gegenständlichen Dialog, man kann dann auch tätig werden indem man zum Beispiel etwas malt, etwa so: Willst du dem Käsebauern nicht einmal eine Freude machen, du kannst doch zum Beispiel was malen? Durch diesen Ansatz hat Frau M. neue Felder entdeckt, wo sie hochgradig Motive ausgebildet hat und letztendlich auch wieder Kompetenzen. So hat sie angefangen zu malen und so ging sie weiter hinein in die künstlerische Tätigkeit. Und das ist das Schöne an der Sache, dass sich das generalisiert. Man könnte sagen, wir bleiben nicht autistisch hängen in irgendeiner Sache, Käse, Käse, Käse, sondern es generalisiert sich auch in anderen Feldern. Und das ist auch sehr spannend.

Das ist ein Beispiel, wo über den Kategorienbegriff Sinn und Bedeutung sehr viel Entwicklung entstehen konnte. Ich möchte jetzt aber noch einen Begriff nennen. Was wichtig ist, sind auch die Umweltfaktoren in der Praxis, die man nicht vernachlässigen sollte, mit anderen Worten: das institutionelle und strukturelle Umfeld. Man muss auch ganz klar sagen, dass vor allem die Heime in der Schweiz ein unglaubliches bürgerliches Milieu bilden. Diese sind föderal über Gemeindepolitik angeschlossen und nicht immer gleich für wissenschaftliche Denkweisen offen. Gerade auf der Ebene der Hierarchie kommt man sehr schnell in den Fachkonflikt. Das ist auch ein Bestandteil der Praxis, dass es kontinuierliche Wertekonflikte gibt, Fachkonflikte und Machtkonflikte. Ich in meiner Position habe keine legitimierte Macht in dem Sinne, sondern ich muss auch immer hören, was jetzt die Leitung sagt, ob das genehm ist oder nicht genehm. Und da ist man auch sehr schnell wieder bei struktureller Gewalt, die man nicht ausblenden darf, weil man sie sonst bewusstlos selbst mit herstellt. Das ist eine gewisse Paradoxie, die man auch aushalten muss. Basaglia hat mal in einem Satz formuliert: Der Psychiater kompensiert nicht vorhandenes Fachwissen durch Macht. Und das ist auch in der Praxis ein Phänomen, was man erlebt, dass man ab einer gewissen Leitungsposition fachlich einfach keine tragende Position mehr hört und sieht, aber Macht spürt. Und das bekommt man sehr schnell in irgendwelchen konkreten Fachdiskursen zu spüren. Es werden dann ganz schnell Killerargumente ausgebildet, wie gesagt, wie: Das ist momentan nicht machbar, da haben wir momentan kein Geld dafür, da haben wir momentan keine Personalressourcen usw. Gewisse Killerargumente, die einen sofort in der Praxis bei dem Versuch abschießen, gewisse Sachen weiter entwickeln zu können. Macht ist sehr sehr schwierig. Oft werden gerade jene Leute, die was bewegen könnten, aus dem Job rausgemobbt. Auch ich werde gelegentlich als Rebell wahrgenommen, bei dem man sich wünscht, dass er ruhiger sei. Und auch auf der philosophischen Ebene, ich sage mal ab einer gewissen Hierarchieebene, ist es auch spürbar, dass das dialogische Prinzip nachlässt, man von der Ich-Du-Ebene auf die Ich-Es-Ebene kommt. Es greifen schon vermehrt Verwaltungsmechanismen, es ist eine unglaubliche Objektivierung drin und das kommt letztendlich bei den Menschen weniger gut an. Also das System bekommt so eine Drift, die nicht mehr gut ist. Ich habe dann immer kooperative Felder gesucht von den Menschen, die wirklich können und wollen, die Interesse haben und die auch interessiert sind fachlich die Sache weiter zu entwickeln. Ein anderer Umweltfaktor ist die zunehmende Ökonomisierung, eine ganz klare Tendenz und da muss ich Wolfgang Jantzen wirklich Recht geben, sie ist unmittelbar spürbar. Man kann das nicht trennen, die Systeme kann man nicht trennen. Eine Gesellschaft, die sich auf einer neoliberalen Wolke bewegt, davon ist es viel spürbar in der Praxis. Das heißt, wir haben z.B. auch einen CEO bekommen von der Eliteuniversität St. Gallen, der jetzt Gesamtchef ist. Hatte mit dem Fach noch nie was zu tun, ist also auch ein wirklich durchgestylter Marketingschnösel,

der wirklich andere Werte trägt und das merkt man. Da tauchen dann sofort Marketingfloskeln auf, Ökonomisierungstendenzen werden sichtbar. Auf einmal wird versucht, das mechanistische Denken von Descartes her durchzudrücken, indem man Sachen fragt wie: Wie viel Betreuungszeit braucht der Mensch, wie viele Defizite hat er denn? Wir versuchen jahrelang Ressourcen anzugehen und auf einmal wird gesagt, ihr müsst jetzt mal alle nach Defiziten Ausschau halten, bestimmen, wie viel Zeit ihr für das und das braucht, damit wir das auch beim Kostenträger wieder besser angeben können. Und dann wird auch reduziert. Personal wird reduziert; Sparzwang, Schuldenbremse hieß es damals und das schlägt sich nieder auf der strukturellen Ebene, die sich dann auch wieder mehr als Möglichkeit für Gewalt eröffnet. Der Gewaltbegriff muss einfach genannt werden: Gewalt wird vor allem dann ausgeübt, wenn sich die Potentialität des Menschen auf Grund der Struktur nicht entwickeln kann. Und die Potentialität des Menschen liegt wirklich in der Kognition, Emotion, Wahrnehmung und die haben Möglichkeiten. Die Frage bleibt: Gibt es Bedingungen, diese Möglichkeit entwickeln zu können? Und da sind wir wieder bei der Struktur, oftmals sind diese Bedingungen nicht gegeben und da greift dann der Gewaltbegriff.

Der andere Begriff, den ich auch wichtig finde, beim dem wir mal ganz stark ein standing zeigen müssen, ist der der Zeit. Wir leben in einer schnelllebigen, in einer Turbogesellschaft, alles ist maximal beschleunigt. Und mit dem Klientel ist es genau entgegengesetzt. Zeit hat bei diesen eine andere Dimension. Um zum Dialog zu öffnen, kann es wirklich sein, dass man sehr viel Zeit braucht und die Zeit ist notwendig, damit sich Lernen und Entwicklung generieren kann. Nehmen wir uns die Zeit, oder ist zum Beispiel alles so durchgestylt, in so einem Stress, dass man gar nicht mehr im Alltag adäquat der Entwicklungsgeschwindigkeit eines Menschen agieren kann, auf ihn reagieren oder eingehen kann. Und das ist wiederum eine zentrale Frage.

Die Technokratisierung, die finde ich auch noch wichtig. Horst Eberhardt Richter, ein bekannter Psychoanalytiker sprach von der Technokratisierung der Gefühle, von dem Fakt, dass aufgrund der Technisierung auch der Mensch in seiner ganzen Gefühlswahrnehmung technokratisiert wird. Das erlebe ich jetzt auch in den „Instrumenten“, die jetzt auf den Markt kommen. In der Schweiz kommt jetzt das ICF-Modell und das funktionale Gesundheitsmodell auf den Markt, was an sich ganz gut ist, weil es den Behindertenbegriff breit fasst, aber es entstehen daraus wieder neue Technologien, die auf Defizite hin orientieren. Diese Technologien führen weg vom humanistischen Prinzip, auf den Menschen einzugehen. Und da lauert wieder die Gefahr, sich ganz auf die Technologie zu verlassen, statt sich in die Begegnung zum Menschen hin zu bewegen. Und Horst Eberhardt Richter sagte, dass die Technokratisierung der Gefühle die Mitmenschlichkeit bedroht. Und die Mitmenschlichkeit ist die Grundlage einer demokratischen

Gesellschaft. Es braucht eine Pädagogik der Ermöglichung, das heißt, darauf hinzuwirken, dass sich die Potentialität des Menschen entwickeln kann, dass verschiedene Entwicklungsmöglichkeiten entstehen; dass vom Sein zum Werden übergegangen wird, dass das entstehen kann, was wir noch gar nicht wissen, was noch im Feld der Unmöglichkeit ist, aber sich möglich entwickeln kann; dass wir so denken lernen und dass sich der Mensch so entfalten kann.

Und als letztes, was mir auch wichtig ist, dass die Philosophie des Zwischenmenschlichen, die ja auch ein Bestandteil der komplexen kulturhistorischen Denke ist, Raum bekommt. Das Zwischenmenschliche ist ja ein Raum, der sich öffnet, wenn sich zwei Menschen begegnen. Und dafür braucht es Sensibilität, dafür braucht es Achtsamkeit, damit ein Gedanke entsteht, das eine gemeinsame Handlung entsteht oder eine gemeinsame Emotion entsteht. Dies alles Feinfühigkeiten, die so ein bisschen auch abhandenkommen sind, in einer Gesellschaft, die vom neoliberalen Zeitgeist geprägt wird.

Schlussendlich meine Konklusion: Es braucht eine offene Gesellschaft; ganz sicher, die Gesellschaft muss sich verändern. Eine Gesellschaft nach Séguin, die die „Einheit des Menschen in der Menschheit“ gewährleistet. Eine Gesellschaft nach den Idealen der französischen Revolution; eine Gesellschaft, die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit lebt. Die Konklusion, die Sehnsucht des Menschen nach Einfachheit und Erklärbarkeit und Machbarkeit in dem Feld des Menschen zu erfüllen, ist so nicht tragbar. Georg Feuser hat zu seiner Zeit natürlich immer gesagt, es war die Versuchsanordnung in Genf über das CERN, wo man versucht hat diesen Urknall zu erforschen und es hat noch ein Element gefehlt in dieser physikalischen Kette und er hat demonstriert, was für Fachleute (Physiker, Mathematiker, Astrophysiker...) da am Start sind und hat das ganze Versuchsfeld der Anordnung vom CERN aufgezeigt und dann hat er darauf verwiesen, wie viel mehr der Mensch ist, wie viel komplexer in seiner ganzen Systematik, doch was bietet die Gesellschaft an Bedingungen, diese Komplexität zu fassen und mit ihr umzugehen? Wir als Heilpädagogen, die wir mit dieser Komplexität umgehen wollen, bräuchten wirklich ein großes Feld, um all die Menschen, die in der Inklusionsdebatte völlig raus fallen, zu erfassen, wir müssen viel komplexer an die Sache ran gehen und das ist auf der momentanen Denk-, aber auch auf der praktischen Ebene nicht immer leicht zu sehen.

Letzter Satz, die kulturhistorische Denkschule verfügt über ist eine aktuelle, erkenntnisträchtige, wissenschaftliche Methodologie, die Komplexität einschließt und Handlungen fachlich und ethisch leiten kann. Wenn man eine humane und demokratische Gesellschaft ermöglichen möchte, führt kein Weg an der inklusiven Pädagogik vorbei. Vielen Dank!

